

um nicht in die Nähe des Zwitterparagrafen des Preußischen Landrechts zu gelangen und die Korrektur im Geburtsregister sicherzustellen.

Des Weiteren informiert Marion Hulverscheidt über Rezensionen im Gefolge der damaligen Buchpublikation (185–188), und sie äußert sich ausführlich zum Thema „Operative Geschlechtskorrektur oder Beschneidung“ (179–184). Die Entwicklung habe sich seit der Jahrtausendwende geändert, „es muss nicht mehr alles operiert, normalisiert werden, das Mitspracherecht der Betroffenen bekommt stärkeres Gewicht, Gesetzgebung und ethische Regularien werden angepasst“ (190). Insgesamt biete das Werk von Karl M. Baer viele Möglichkeiten der Interpretation, doch festhalten über diese Persönlichkeit will Hulverscheidt unbedingt, „wie gelingendes Leben trotz vieler Hemmnisse und Hindernisse möglich ist.“ Martha Baer „verarbeitete das eigene Leid produktiv und konnte so die weiteren Schicksalsschläge meistern“ (191).

Konstanze Plett, Expertin für Geschlechterrecht, beschließt das Sammelwerk nach einer Skizzierung der heutigen Rechtslage mit einer sorgfältigen Analyse der „Rechtslage zur Zeit von N.O.Bodys Geburt“ (203) und der Rechtslage zur Zeit der Namensänderung und danach, insbesondere als dem Ehepaar Baer in der Nazizeit aufgrund ihrer jüdischen Herkunft neues Ungemach drohte, das in Bezug auf die Eintragung ins Geburtsregister erst zweieinhalb Jahre nach dem Krieg endgültig endete (214). Plett setzt an die Spitze ihres Beitrags den Schlusssatz aus dem Nachwort von Magnus Hirschfeld: „Damit jede Persönlichkeit sich frei und schön entfalten kann, müssen jeder die gleichen Möglichkeiten gegeben werden.“ (201).

Hirschfelds Nachwort nun ist ein Kunstwerk höchster Güte, auch weil Hirschfeld das Einzelne in seinem allgemeinen Zusammenhang sieht. Wir sehen hier, so schreibt er, „in geradezu klassischer Weise den Kampf zwischen angeborenen Anlagen und äußeren Einflüssen, zwischen Ererbtem und Erworbenem“ (127). „Wir beobachten, wie mit elementarer Gewalt gewisse innere Triebe die Schranken durchbrechen, welche Erziehung und Umgebung errichteten, wie trotz allem es schließlich doch der Geist ist, welcher sich das Leben formt.“ (127)

Das sei namentlich auf dem Felde der Sexualität so. Es folgt ein Satz, der wie für heute geschrieben scheint: „*Das Geschlecht des Menschen ruht viel mehr in seiner Seele als in seinem Körper* oder, um mich einer mehr medizinischen Ausdrucksweise zu bedienen, viel mehr im Gehirn als in den Genitalien.“ (127)

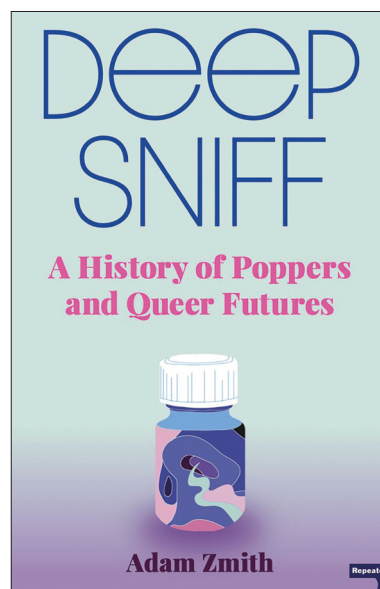
Hirschfeld erscheint es fraglich, wenn man „in Abweichungen von der Norm schlankweg Störungen und Missbildungen erblickt, oder ob nicht die *antike Auffassung* mehr für sich hat, die hier nur eigentümliche Spielarten, Varietäten und Besonderheiten der Gattung Mensch sah“ (128). „Übergänge zwischen den Geschlechtern“ lehrten uns, so Hirschfeld, „die Nützlichkeit der Gewährung eines möglichst freien Spiels der Kräfte für Mann und Weib zu schätzen“. „Vollkommen müßig“ sei dabei der alte Streit, ob das eine Geschlecht dem anderen an Wert überlegen oder unterlegen sei: „Beide sind gleichwer-

tig und gleich notwendig, beide haben ihre guten und minder guten Eigenschaften.“ (129)

Die individuellen und gesellschaftlichen Umstände damals und heute unterscheiden sich erheblich, insgesamt und speziell für Menschen mit „falschem“ Geschlecht. „Wir wissen nur, dass Identität in der Kaiserzeit etwas anderes bedeutete als heute.“ (Hulverscheidt, 190). Und dennoch finden sich Fäden, die aus dem Damals in das Heute reichen.

Genau das spricht Christina von Braun, langjährige Leiterin des Zentrums für Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität Berlin, in ihrem Vorwort zum vorliegenden Band an, so wenn sie betont, dass die bestehenden biologischen Unterschiede über Jahrtausende dafür erhalten mussten, „Wahrheiten über den Geschlechtscharakter zu verkünden, die mit der Anatomie nichts zu tun hatten“ (10). Sie schließt mahnend: „Weil jene, die zu den alten Eindeutigkeiten von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ mit ihren Feindbildern von ‚krank‘ und ‚ansteckend‘ zurückkehren möchten, nicht ruhen, kommt dieses Buch gerade zur rechten Zeit.“ (10)

Kurt Starke (Zeuckritz)



Adam Zmith, *Deep Sniff. A History of Poppers and Queer Futures*, Repeater Books, London 2021, 191 S., 7,99 €

Als sich Covid-19 in Großbritannien – trotz der rauschenden Partys in Downing Street No. 10 – 2020 voll entfaltete, verlor der Autor seine Entfaltungsmöglichkeiten als Veranstaltungsmanager und nutzte die Zeit produktiv zur Abfassung des vorliegenden Buches. Gegliedert in neun Kapiteln schildert es am Beispiel der Entwicklung in den USA und Großbritannien, wie ein ursprünglich zur Behandlung von Herzproblemen entwickeltes, aber auch in der Geburtshilfe eingesetztes Medikament sich zum Aphrodisiakum der gleichgeschlechtlich liebenden Männer ent-

wickelte und allmählich auch Eingang in heterosexuelle Vergnügungskulturen fand.

Der Start begann unspektakulär mit einer willkürlichen Behördenentscheidung. Im Jahre 1960 beschloss die Food and Drug Administration (FDA) in den USA, dass Amylnitrit ein derartig veraltetes Medikament sei, dass man dieses auch bequem ohne ärztliche Verschreibung erhalten sollte (48). Zu diesem Zeitpunkt war die euphorisierende bzw. entspannende Wirkung bereits in zahlreichen Subkulturen bekannt. Nun aber war die allgemeine Zugänglichkeit gegeben, weshalb die Arznei sich schneller verbreitete.

Die Anwendung war etwas komplizierter als heute, da Amylnitrit („Amyl“) unter verschiedenen Handelsnamen in Glasröhrchen geliefert wurde, die zuhause in einem Schälchen zerbrochen werden mussten, um anschließend die sich entfaltenden Dämpfe zu inhalieren. Beim Aufbrechen der Phiolen erfolgte ein einzigartiges, aufploppendes Geräusch – in der englischen Sprache „it popped“ und ein Szeneslangwort war geboren. Innerhalb weniger Jahre wurde aus „Amyl“ das neue „Poppers“ und dieser Begriff war alsbald Apothekern geläufig, die den Lagerbestand kundenspezifisch aufstockten.

So geschah es auch im frühen Großbritannien, wo „Roland Chemist“ in der Praed Street im Londoner Stadtteil Paddington in den 1970er Jahren pro Jahr 185.700 Ampullen „Amyl“ verkaufte, während die Apotheke mit den meisten Kunden im Empire, „Boots Chemist“ am Piccadilly Circus nicht mehr als 250 Stück unters Volk brachte (4). Die geschäftstüchtigen Pharmazeuten in Paddington „vergaßen“ einfach nach dem Rezept zu fragen, und die Kunden „versprachen“ bei jedem Einkauf, dieses nachzureichen. Irgendwann bekam die Apothekerkammer Wind von dem Geschäftsmodell und entzog „Roland Chemist“ die Lizenz, wogegen die Inhaber in einem mehrjährigen Gerichtsverfahren zu Felde zogen und schließlich gewannen.

Doch bis dahin riss der Nachschub an „Poppers“ ab, was die schwule Szene ganz Großbritanniens in Atem hielt und findige Gastronomen nach Alternativen Ausschau halten ließ. In den USA hatte die Freigabe der Arznei für den allgemeinen Drogeriehandel zur Folge, dass findige Apotheker sich mit interessierten Betriebswirten verbündeten und „Amyl“ in neuer Verabreichungsform auf den Markt brachten: kleine Fläschchen aus Kunststoff mit knalligem Logo, die in der sich entfaltenden Subkultur der Leder- und Fetischszene breit beworben wurden (52).

Von der amerikanischen Westküste gelangte „Poppers“ an den nur nach „Amyl“ fahndenden Bürokraten des britischen Gesundheitssystem vorbei in die britische und auch europäische Vergnügungskultur. Doch wenn man den bisweilen etwas abenteuerlichen historischen Theorien von Adam Zmith Glauben schenken mag, die dieser auf den Seiten 21 bis 37 ausbreitet, so war die Affinität von Poppers und Analverkehr von Anfang an quasi vorgezeichnet, teilten sich doch der Begründer der schwulen Emanzipationsbewegung Karl Heinrich Ulrichs und der Entdecker der Wirkungen von Amylnitrit Thomas Lauder Brunton 1867 Wohn- und eventuell Vergnügungsort (29).

Nebenbei erfährt der Leser noch, dass Charles Darwin möglicherweise einige seiner Werke unter Einfluss von Poppers verfasst haben könnte. Diesen Teil der Geschichte – es ist eher historiographische Spekulation – hätte sich Zmith schenken können, um stattdessen die eigentliche Problemgeschichte von Poppers und schwuler Welt breiter herauszuarbeiten: seit den frühen 1980er Jahren beschworen angloamerikanische Ärzte die unbeweisbare, aber wirkungsvoll klingende These, wonach der Genuss von Poppers ursächlich für den Ausbruch von AIDS verantwortlich sei (66ff).

Es folgten Verbotsorgien wahnhafter Verwaltungsbürokraten dies- und jenseits des Atlantiks, die jedoch spätestens in den 1990er Jahren verpufften. Poppers war einfach nicht zu verbieten, am wenigsten als der Onlinehandel sein ganzes Potential zu entfalten begann. Längst gehört die Droge zur schwulen Alltagskultur, hat Eingang in Literatur und Film gefunden und spätestens mit „Queer as Folk“ (1999) nahm auch die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft von der Existenz des Produkts Kenntnis. Dies hat zur Folge, wie der Autor anschaulich schildert, dass Poppers nun auch hier Verbreitung findet.

Im Ganzen ist dem Autor eine hübsche Studie gelungen, nur der bibliographische Apparat ist schlicht unterirdisch. Sollte das Werk ins Deutsche übersetzt werden – was grundsätzlich wünschenswert wäre – müsste hier nachgearbeitet werden.

Florian G. Mildnerberger (Berlin)



Wolfert, Raimund, *Charlotte Charlaque. Transfrau, Laienschauspielerin, „Königin der Brooklyn Heights Promenade“*, Hentrich & Hentrich, Berlin 2021, 124 S., kt., 14,90 €

Die Geschichte der geschlechtsangleichenden Operationen und des Lebens von Trans\*personen in der Zeit vor 1950 ist erfüllt von Mythen, reißerisch verfassten zeitgenössischen Texten und dem weitgehenden Schweigen bzw. der Nichtbeachtung der ei-